

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 3

Artikel: Bergburschen an der Hobelbank
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich grosse schwarze Spinnen von den Decken herunterliessen. Und sie würde ihm auch dorthin folgen, sicherlich.

Im Wohnzimmer unten wurden Stimmen laut. Annelies hob lausend den Kopf. Wer mochte jetzt, nachts um zehn Uhr, wie sie mit einem Blick auf die diamantbesetzte Platinuhr feststellte, noch zu Besuch gekommen sein? Das war doch — aber ja, diese Stimme, dieser tiefe Wohlklang, der nur allzu gern in gewöhnliches Soprankekreisch überkippte, war nicht zu verkennen. Sie klingelte, und Seline erschien unter der Türe, hastig.

«Was ist los?» fragte sie brummig, wie es ihre Art war.

«Wer ist unten?»

«Frau — ach, dieser Name mit witsch-witsch — Orangewitsch oder Aprikosowitsch — ist angekommen. Mehr weiss ich nicht. Soll ich unten sagen, Sie möchten sie sehen?» Seline war sichtlich erpicht darauf, einen Grund zu haben, um das Wohnzimmer betreten zu können.

«Nein», machte ihr das Fräulein im Bett einen Strich durch die Rechnung. «Ich bin nicht so neugierig.»

Selinens rote Nase verschwand wieder. Mamas Schluchzen drang herauf, bei Papa «hörte alles auf», Lilians Stimme bemühte sich in der Erregung umsonst, die wohlklingende Tonlage einzuhalten.

Gegen halb elf Uhr schob sich Fritz, im Pyjama, ins Zimmer.

«Schläfst du, Annelieseli?»

«Nein, bei diesem Krach...»

«Liliaan ist wieder im Lande.»

«Ich habe es gehört. Was will sie denn hier?»

«Ihre Exzellenz hat ihr den Laufpass gegeben, oder sie ist ihm davongelaufen.»

«Was?»

«Ist bestimmt so. Mir sagen sie es natürlich nicht. Da heisst es von schlechtem Klima, steifem Milieu, die Schwiegereltern wohnen im gleichen Haus, desgleichen zwei Schwestern, dazu sprechen sie weder deutsch noch französisch, bei Tisch werde gebetet — au du! stell dir die Liliaan vor!! — man habe von oben herab auf sie geschaut — und so weiter. Kannst du dir ja denken. Aber ich habe immer gesagt, dass sie nicht zu ihm passt. Ist es wahr oder nicht?» heischte er und horchte, ob sich nicht jemand der Türe näherte.

Gedankenvolles Schweigen.

«Sag, Fritz, bist du eigentlich glücklich?»

Fritz überlief feuerrot.

«Blödsinnige Frage», knurrte er unwirsch und lenkte ab: «Was meinst denn du dazu?» Zu Lilian nämlich.

«Ach, sowas Aehnliches habe ich ja erwartet. Das lege ich zu dem andern Aerger, den man tagtäglich erlebt.»

Fritz nickte verständnisinnig und knisterte mit einem Papier in der Tasche seiner Jacke. Daraufhin trennten sich die beiden Märtyrer. — Nein, das konnte auf Annelies allerdings keinen Eindruck machen. Eine Scheidung gehörte in ihren Kreisen zu den Alltäglichkeiten. Man hatte sich geirrt; Irren war menschlich. Annelies besass eine Freundin, die sich nach sechs Wochen Ehe hatte scheiden lassen, eine andere, seit einem halben Jahre verheiratet, hatte schon von der Möglichkeit einer Trennung gesprochen, eine dritte — das war ein Fall, der sie stärker beeindruckte — hatte ihr noch letzten Winter glückselig und im Vertrauen mitgeteilt,

dass sie ein Kindehen erwarte; einen Monat später hiess es, sie habe sich von ihrem Manne getrennt. Dann war sie zur «Erholung» ins Gebirge verschwunden. Von einem Kindehen war nie die Rede mehr... Und dabei waren sie alle zwanzigjährig wie Annelies. Dumm, unerfahren, unschuldig kam sie sich vor neben diesen Frauen, die sie neckten, ob sie es nicht auch versuchen wolle? Versuchen? Mit Paul Germann? Mit dem Manne dort, wo Hasen und Füchse einander «Gut Nacht» sagten? Von dorthier gab es kein Zurück mehr, des war sie sicher. —

Fritz aber schlich bedrückt in seine Bude, wühlte sich dort ins kalte Bett, schmiss das Kissen in weitem Bogen ins Zimmer hinein und zerrte das Oberleintuch hervor. Dann zog er aus der Tasche ein kleines Zettelchen und las beim Lichte einer Taschenlampe mit drei Batterien und einem Scheinwerfer folgende Zeilen, die er in qualvollen Stunden sich entrunnen hatte:

«Liebe Ines!

Tränen stürzen mir in die Augen, wenn ich an den letzten Samstag zurückdenke. Wie konntest du nur mir einen Lineal anrühren und sagen, ich sei ein Ruech! Ich habe nur dich (als Schatz, aber das sagte und schrieb man nicht) und niemand sonst. Ich bin so froh, dass ich die Schönste von der ganzen Klasse habe. Mit der Paula habe ich sicher nichts zu tun, die ist ein Aff.

Herzlich küsst dich dein Fritz A.»

Und dabei fragte die Schwester noch, ob er glücklich sei! Einfach naiv!

Zu Anneliesens Enttäuschung blieb es bei der einfachen Erkältung. Aber es fiel ihr deswegen nicht ein, das Bett zu verlassen. Sie fühlte sich müde, matt, kraftlos, nicht körperlich, sondern seelisch zerschlagen. Lilians Geschichte — auch ihr war sie, wie dem Bruder, in milder Form mitgeteilt worden — gab ihr mehr zu schaffen, als sie erst gedacht hatte. Bereits sah sie sich und Paul Germann in ähnlicher Lage. Mama war wortkarg und liess etwa mal Sätze fallen, wie, man erlebe nichts als Aerger mit den Töchtern, das sei der Dank dafür, dass man sie aufgezogen habe, sie möchte, sie wäre unter dem Boden, dann wäre sie allem los. Lilian war am Tage nach ihrer Rückkehr bei Annelies oben gewesen, seither blieb sie unsichtbar.

«Seline, wo ist denn meine Schwester, dass ich gar nichts von ihr höre?»

Seline staunte. Seltsam. Warum wusste das Fräulein Annelies nicht?

«Sie ist doch in einer Klinik in Zürich. Eine kleine Operation», entgegnete sie endlich und gab sich Mühe, einen schonungsvollen Ton anzuschlagen.

«Ach.» Es war mehr ein höfliches und anezogenes Bedauern als wirkliche Anteilnahme.

«Wollen Sie noch etwas?» Seline stellte die hauchdünne, japanische Tasse und das silberne Rahmgefäss auf das Tablett. Annelies vergass die Antwort, und der dienstbare Geist entfernte sich, das ewig ungekämmt aussehende Putzfädenhaupt schüttelnd.

Eine kleine... Warum hatte man ihr nichts gesagt? Plötzlich erschrak sie zutiefst. Ja, sie erschrak vor ihren eigenen Gedanken so sehr, dass sie fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Körper zum Herzen drängte, dieses dem Ansturm nicht mehr gewachsen war und schwer schmerzhaft zu arbeiten begann.

(Fortsetzung folgt)

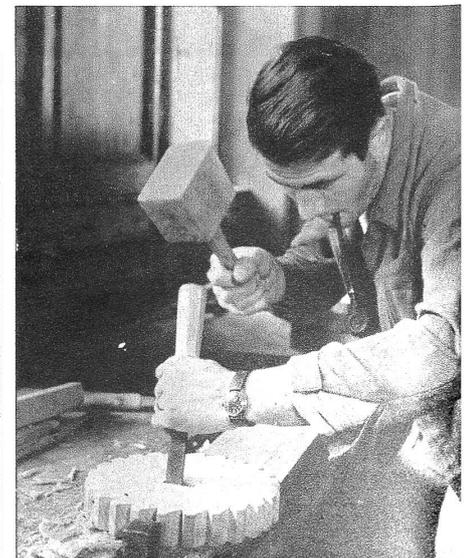
«Das Gebiet der männlichen Heimarbeit verlangt um so mehr energische Pflege, als gerade bei ihm neben wirtschaftlichen auch moralische Momente in Betracht kommen. Der beinahe beschäftigungslose lange Bergwinter schürt leicht den Hang zu einem lähmenden Phlegma, zur Abstumpfung der Energien, was seinen Ausgleich durch einen kurzen, wenn auch überanstrengenden Sommer nicht findet.»

So lesen wir eben in dem «Schlussbericht der eidg. Kommission für die Motion Baumberger an den Bundesrat», der das Bergbauernproblem ins grelle Licht der Wirklichkeit rückte und unser Schweizer Volk aufblicken und aufhorchen liess. — Es ist ja nicht damit getan, dass man sich an den blitzenden Gipfeln und den so malerischen Heimen im Bergland erfreut. Es ist damit nicht getan, dass man die Berge unserer Heimat als wunderschönen Ort der Entspannung und der Erholung kennt. Unsere Bergbevölkerung erlebt die andere, die lastende, die unerbittliche Seite — und es täte Not zu wissen, dass auch heute noch die Sorge ihren Mantel breitet über so manche entlegene Gemeinde und manches ferne Tal, dem nichts von der gegenwärtigen wirtschaftlichen Hochkonjunktur zuteil wird.

Aber es kann ja nicht genügen, gelegentlich eine gutgemeinte Gabe zu spenden oder da und dort aus mildtätiger Hand eine Unterstützung zu reichen. Jener eidgenössische Bericht weist uns den Weg: Es geht darum, dem Bergvolk unseres Landes die Selbsthilfe und die Selbstversorgung möglich zu machen, allem voran durch Förderung der männlichen Heimarbeit, so wie es in den letzten Jahren die «Berghilfe» systematisch begonnen hat.

Die «Berghilfe», hinter welcher die wohlbekannteren grossen und mehrere kleinere gemeinnützige Institutionen unseres Landes stehen (z. B. Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft, Schweiz. Winterhilfe, Schweizer Heimatwerk, Schweiz. Caritasverband, Hilfe für Berggemeinden, Pro Juventute usw.), ist aus den Schweizer Bergen kaum mehr wegzudenken. In ihren Selbstversorgerkursen lernen die Burschen und jungen Mädchen, wie man die notwendigen Reparaturen am Haus- und Arbeitsgerät, an Möbeln und am elterlichen Heimethli zuwege bringt, selbst mit einfachen Mitteln. Damit aber lernen sie nicht nur ihre Freizeit sinnvoll zu verwerten; ausserdem verwachsen sie durch dieses Mithelfen im eigenen Grund und lassen sich nicht mehr durch die scheinbar leichtere und lohnendere Arbeit in die Fabrikstadt locken, wo sie entwurzelt sind und selten die Erfüllung ihrer Wünsche finden.

Und dann die Präzisionsarbeit an der Hobelbank: Die Teile zum Webstuhl werden gehobelt, ausgesägt und zugehauen. Jetzt kommt es darauf an, ob man sich mit halbhatziger Arbeit begnügt und damit für die Schwester oder den zukünftigen Lebenskameraden ein Werk verfertigt, das Anlass zu ständigem Aerger wird — oder ob man das Beste schafft, dessen man fähig ist.





Auf allen Höhen liegt das Morgenlicht, nur im Tale schwimmen noch immer die Nebelschiffe. Dort drunten, in den Dörfern, ist jetzt bange Zeit; denn in dem meterhohen Schnee ist schwer zu holzen. Und allen Bergburschen und Männern wird dadurch keine hinreichende Beschäftigung geboten, höchstens einigen von ihnen. Von den Verdienstmöglichkeiten gar nicht zu reden.

Aber die «Berghilfe» nimmt sich auch der jungen Töchter und der Frauen an: In Spinn- und Web-, in Näh- und — wie ist das so wichtig im Bergland! — in Flickkursen, in Finken-, Haushaltungs- und Säuglingspflegekursen lernen sie, wie man sich auf die zweckmässigste Art behelfen kann, auch dann, wenn man halbtageweit vom nächsten Laden wohnt.

Doch auch bei grossen Werken legt die «Berghilfe» Hand an und bringt durch ihre Zuschüsse Wildbassperrren und Lawinerverbauungen, Bergwaldwege und Brücken, Alpställe und Transportseilbahnen, Wasserversorgungen und Kanalisationen zur Durchführung. Hier handelt es sich ausschliesslich um Dinge, welche nicht nur

einem Einzelnen zugute kommen und damit so leicht den Neid der andern wecken, sondern um eigentliche Gemeinschaftswerke im alteidgenössischen Sinn.

Die «Berghilfe» bezieht von keiner Seite her Subventionen; alles, was sie im Bergland tut, bestreitet sie aus jenen Mitteln, die ihr von heimatstreuen Schweizern und Schweizerinnen zufließen. Auch jetzt ergeht — trotz aller Not rings um das Heimatland — der Ruf an jeden, der um seine Mitverantwortung dem ringenden Bergvolk gegenüber weiss: Helft mit, dass wir das Bergvolk unserer Heimat von seinen Sorgen befreien können!

«Berghilfe»-Sammlung 1947: Postcheckkonto VIII 32443 Zürich.



Kleine «Vörteli» lernt man am Schleifstein — wie anders geht die Arbeit doch, wenn auch das Werkzeug musterhaft in Ordnung ist! Wem auch das nötigste Werkzeug fehlt, der bekommt es gegen geringes Entgelt von der Berghilfe; geschenkt wird nichts, hat doch nur jenes Wert in solcher Burschen Augen, für das sie selber etwas leisten müssen.



«Mit dem geringsten Kräfteaufwand maximale Leistung» — dieses Prinzip ist in den Selbstversorgerkursen richtunggebend. Wohl ist es wahr, dass manche der Bergbauernarbeiten mühsam sind; aber doch lässt sich allerlei vereinfachen. Darum müssen die jungen Männer lernen, wie sich eine Waldsäge auf die beste Art schärfen lässt.

Bergburschen an der Hobelbank



Rechts: Seit ein Werklehrer aus dem Unterland im Auftrag der Berghilfe eingezogen ist, beginnt ein ungewohnter Eifer sich zu rühren. Die Gemeindestube wird ausgeräumt; die Hobelbänke des Dorfes werden herbeigetragen — und dann hebt ein frohes Werken an. Sägen und Hobeln können die Burschen auch von früher her; aber worauf es letztlich ankommt, dass die Geschichte den richtigen «Schick» bekommt, bringt ihnen der Selbstversorgerkurs bei.

Links: Bald ist's soweit: Der Webstuhl wird binnen kurzem «funktionsbereit» sein. Und wenn dann erst die schönen widerstandsfähigen Stoffe darauf entstehen, die für die harte Arbeit und den strengen Winter in den Bergen einzig taugen, leuchten die Freude und

